

In deinem Lichte sehen wir das Licht ...

Predigt im Universitätsgottesdienst an der Humboldt-Universität zu Berlin

12. Juni 2005

Gnade sei mit euch von dem der da war, der ist und der da kommen wird. Amen.

Wir hören den Predigttext aus dem 17. Kapitel des Mt.:

1. Und nach sechs Tagen nahm Jesus mit sich Petrus und Jakobus und Johannes, dessen Bruder, und führte sie allein auf einen hohen Berg. ²Und er wurde verklärt vor ihnen, und sein Angesicht leuchtete wie die Sonne, und seine Kleider wurden weiß wie das Licht. ³Und siehe, da erschienen ihnen Mose und Elia; die redeten mit ihm. ⁴Petrus aber fing an und sprach zu Jesus: Herr, hier ist gut sein! Willst du, so will ich hier drei Hütten bauen, dir eine, Mose eine und Elia eine. ⁵Als er noch so redete, siehe, da überschattete sie eine lichte Wolke. Und siehe, eine Stimme aus der Wolke sprach: Dies ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe; den sollt ihr hören! ⁶Als das die Jünger hörten, fielen sie auf ihr Angesicht und erschrakten sehr. ⁷Jesus aber trat zu ihnen, rührte sie an und sprach: Steht auf und fürchtet euch nicht! ⁸Als sie aber ihre Augen aufhoben, sahen sie niemand als Jesus allein. ⁹Und als sie vom Berge hinabgingen, gebot ihnen Jesus und sprach: Ihr sollt von dieser Erscheinung niemandem sagen, bis der Menschensohn von den Toten auferstanden ist.

Liebe Hochschulgemeinde.

1. Du sollst dir kein Bildnis machen – du sollst dir ein Bildnis machen. Das Thema der Predigtreihe in diesem Semester konfrontiert uns scheinbar mit einem Dilemma: sollen wir oder sollen wir nicht? Die Themenformulierung verschweigt raffinierter Weise, was es ist, wovon wir uns ein Bild entweder machen sollen oder eben nicht. Aber natürlich meinen wir alle zu wissen, was gemeint ist: es geht um Gott. Seine bildliche Darstellung wurde dem Volk Israel ausdrücklich untersagt. Wenn wir über die Abbildung Gottes so reden, als wäre sie eine Sache des Verbots oder des Gebots, dann scheint jedenfalls klar, dass wir zu einer solchen Darstellung in der Lage sind. Aber sind wir das? Müssen wir nicht allererst fragen: *Können* wir uns von Gott ein Bild machen? Wir kennen die Redensart: davon kannst ich mir kein Bild machen. Dann meinen wir, etwas sei gänzlich außerhalb des eigenen Vorstellungskreises. Die religiöse Erfahrung, für die Menschen über die Jahrhunderte das Wort Gott gebraucht haben, ist dadurch charakterisiert, dass sie in genau dieser Weise die Grenzen der eigenen Vorstellungsfähigkeit überschreitet, dass sie Erfahrung von etwas ist, wovon

ich mir tatsächlich kein Bild machen kann. Dennoch aber ist es meine Erfahrung, es ist etwas, das mit mir geschieht und als solches Teil meiner Welt, ja es ist eine ungeheuer intime Form der Erfahrung, die sich dem Menschen stärker aufdrängt als viele andere Erfahrungen. Um dieses seltsame Mit- und Ineinander von Unverständnis, Fremdheit, Bildlosigkeit auf der einen Seite, von Nähe, Vertrautheit und sinnlicher Konkretheit auf der anderen Seite auszudrücken, sagt man, Gott sei Licht. Gott ist Licht – so hörten wir vorhin die biblische Lesung aus dem Ersten Johannesbrief. Ganz ähnlich aber wird es auch in unserem Predigttext, berichtet, der beschreibt, wie Jesus für einen Augenblick während seines irdischen Lebens vor den Augen seiner Jünger verklärt wurde: sein Angesicht leuchtete wie die Sonne, und seine Kleider wurden weiß wie das Licht.

2. Machen wir uns so von Gott ein Bild? Ja – denn wir sprechen von ihm mit einem Wort, das aus dem Bereich des Sehens genommen ist. Wir vergleichen die Erfahrung, die wir mit Gott machen mit einem Aspekt unserer visuellen Wahrnehmung. Aber doch auch wiederum Nein – denn Licht ist ja nicht etwas, was wir sehen. Es ist nicht Gegenstand unserer Wahrnehmung. Wir sehen durch und im Licht, Licht selbst sehen wir nicht.

Auf ihren Plätzen liegt die Kopie eines Bildes des französischen Malers Robert Delauney, das dieser 1912 gemalt hat. Delauney nennt es Fenster; es ist Teil eines größeren Zyklus von Bildern, die alle denselben Titel tragen. Vielleicht ist eine gotische Kirche wie die Marienkirche der beste Ort um einen Zugang zu einem solchen Bild zu bekommen. In einem Bauwerk, dessen Wände idealer Weise nichts als Fenster sind, können wir verstehen, was es mit Fenstern auf sich hat. Sie sind ja *als* solche einigermaßen uninteressant. Ihre Faszination beruht nicht auf dem, was sie selbst sind. Sie sind da, um etwas anderes hereinzulassen. Sie sollen dem Licht einen Weg in das Gebäude eröffnen. Genau darum geht es Delauney. Was er darstellen will ist Licht. Licht – das ist für ihn der Inbegriff visueller Wahrnehmung und diese ist der exemplarische Fall von Sinnlichkeit. Im Licht steckt die Gleichzeitigkeit und die drängende Wirklichkeit, mit der sich die Welt unseren Sinnen darbietet, bevor wir diese Eindrücke intellektuell verarbeitet haben. Im Licht spricht sich daher eine Macht aus, der wir uns nicht entziehen können, so wenig es uns gelingt, sie auf den Begriff zu bringen. Licht ist der nährende Urgrund, aus dem unser konkretes Sehen sich speist. Wir sind deshalb auf es angewiesen, so wenig es jemals in unserer Gewalt ist. Um diese Wirklichkeit einzufangen, lässt Delauney alle konkreten Darstellungsformen

hinter sich und entwickelt den ganz eigenen Stil von Farbmaleri, der das Bild prägt. Und doch – er nennt sein Bild nicht „Licht“. Er nennt es: „Die Fenster“. Denn selbst der revolutionärste künstlerische Stil malt nicht das Licht selbst. Im besten Fall gelingt es ihm, das Licht hereinzulassen. Auf diese Weise wird aber das, was zuvor unbedeutend erschienen war, wichtig. Die Fenster werden zum Gegenstand der Darstellung, sie ziehen unsere Aufmerksamkeit auf sich, weil sich in ihnen und durch sie das Licht zeigt.

3. Macht Delauney sich und uns ein Bild vom Licht? Ja, er tut es, aber er tut es, indem er Fenster malt. Was ist das Fenster, durch das das göttliche Licht zu uns dringt? Das Neue Testament verweist uns auf Jesus. Er ist das Licht der Welt, das Licht, das in der Finsternis scheint. Die Verklärungsgeschichte, unser Predigttext, drückt dieselbe Einsicht aus. Mitten im Leben wird den Jüngern deutlich, dass ihnen in Jesus Gott selbst begegnet. Dass das Zusammensein mit diesem Menschen zu einer Erfahrung verhilft, von der wir uns eigentlich kein Bild machen können, so wichtig und grundlegend sie ist für unser Leben, für das, was und wie wir sind. Es ist also ein Mensch, durch den das göttliche Licht zu uns dringt. Das hat Konsequenzen. In unserem Predigttext besteigen die Jünger wohl einen Berg und sehen Jesus im gleißenden Licht, aber die unmittelbare Reaktion des Petrus: dort zu bleiben und die Herrlichkeit dieser visionären Schau auf Dauer zu stellen, wird abgewiesen. Die Jünger müssen mit Jesus wieder herabsteigen und die Leser des Evangeliums wissen, dass die Fortsetzung des gemeinsamen Weges direkt in die Passion führt. Die Jünger – und so auch wir – sind also gewiesen, dort, im normalen menschlichen Leben das göttliche Licht zu erfahren. Die Vision göttlichen Lichtes in seiner Klarheit und Helligkeit, in seinem schattenlosen, strahlenden Leuchten, weist uns zurück auf die Fenster, durch die und in denen wir ihm tatsächlich begegnen. Diese Fenster sind die Menschen und überhaupt die uns umgebende Welt.
4. Ist das aber nicht am Ende eine furchtbare Banalisierung der Rede von Gott als Licht? Geben wir nicht die Kraft der Metapher aus der Hand, wenn wir uns von dem Großartig-Schrecklichen, dem Gleißend-Blendenden des Lichtes abwenden, um das Licht stattdessen durch die Fenster normaler Menschen, unserer alltäglichen Umwelt zu sehen? Wir können, so scheint es, den Wunsch des Petrus, im Licht der visionären Verklärung zu bleiben, gut verstehen. Gleichwohl ist die Rückwendung zur Welt und zu den Menschen alles andere als banal. Denn die Frage, mit der wir einsetzen, gilt doch auch unter diesen Bedingungen: Können wir uns ein Bild von Gott machen? Es

ist keineswegs eine Selbstverständlichkeit, dass wir in den Menschen, die uns begegnen, Gott erkennen. Es ist keineswegs unvermeidlich, dass unsere Welt Fenster hat, die Licht herein lassen. Oft genug erscheint sie uns als ein Reich der Finsternis, in das kein Lichtstrahl der Hoffnung fällt, als Abgrund des Zynismus und der Sinnlosigkeit, die von überall her auf uns zukommen. Wenn es im Psalm heißt: „In deinem Lichte sehen wir das Licht“, dann weist dieser Vers also ganz zu Recht darauf hin, dass es vielmehr das Besondere ist, das Ungewöhnliche, wenn uns die Welt in ein Licht getaucht erscheint, das ihre Schönheit erkennbar macht, eine Schönheit, die auf ihren Schöpfer zurückweist. So aber, wie der Maler seine Aufmerksamkeit auf die Fenster richtet, durch die allein das Licht hereindringt, so führt diese Sicht auf die Welt und den Menschen als Gottes Schöpfung zu einem neuen, verstärkten Interesse an ihnen und Engagement für sie. Welt und Menschen werden uns auf neue Weise kostbar, unser Umgang mit ihnen beruht auf der Einsicht in die Würde und den Wert, der an ihnen zum Ausdruck kommt, sofern sie Fenster sind für das göttliche Licht. Dieses selbst wird also in ihnen und an ihnen sichtbar: in staunenswertem Reichtum und atemberaubender Pracht, wenn auch nie ohne den Schatten von Schuld, Leid und Tod.

Und der Friede Gottes, welcher höher ist als alle unsere Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus unserem Herrn.